

*Charlotte Prang*

# Schlaflos in Paderborn

Geschichten aus 1 002 Nächten

- Leseprobe -

1. Auflage Salzkotten 2016  
© Charlotte Prang

**Realisation:** PD Dr. Mareike Menne ([www.eire-verlag.de](http://www.eire-verlag.de)) unter  
Mitarbeit von Isabell Steinbach

**Umschlaggestaltung:**

Karen Kliewe, Beckum ([www.werbemenue.com](http://www.werbemenue.com))

**Gesetzt** aus der Stempel Garamond und der Optima Nova

Alle Rechte vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung der Rechteinhaber ist es nicht  
gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fototechnischem oder  
elektronischem Weg zu vervielfältigen.

ISBN 978-3-943380-51-4



## Die Musik des Waldes

Moderne Poprhythmen drangen von ferne an sein Ohr. Die Bässe dominierten die Musik. „Urwaldmusik“ hätte sein Vater jetzt geschimpft. Leichte Schritte, wahrscheinlich von Turnschuhen, das konnte er ausmachen, kamen näher.

Der alte Mann konnte kaum noch etwas sehen, seine Augen versagten ihre Dienste, dafür konnte er sich noch immer auf sein Gehör verlassen. Er saß wieder einmal auf seinem Lieblingsplatz, auf einer alten Bank am Rande einer Waldlichtung, in der wärmenden Frühlingssonne. Hier war er glücklich. Hier war die Welt noch in Ordnung. Hier genoss er den Frieden und den Einklang mit der Natur nach einem langen Winter.

Jemand kam dynamischen Schrittes näher, direkt auf ihn zu.

„Darf ich mich zu dir setzen?“, fragte eine Stimme.

„Ach, du bist es, Steffen“, erwiderte der alte Mann, denn er hatte seinen Urenkel nicht sofort erkannt. Inzwischen hatte sich der junge Mann auf die Bank geflegt. Die Waldesruh wurde verdrängt von den harten Rhythmen, die aus den Kopfhörern drangen.

„Bitte mach die Musik aus“, bat der alte Herr freundlich, aber bestimmt.

„Warum?“, brummte der Urenkel kurz angebunden.

„Man kann die Musik des Waldes nicht hören“, bekam er zur Antwort.

„Die Musik des Waldes?“, fragte der Urenkel verständnislos, aber er schaltete sein Gerät ab. Nun wartete er auf eine Reaktion von seinem fast neunzigjährigen Urgroßvater. Der saß zusammengesunken neben ihm, schien in die Ferne zu blicken, sein leicht faltiges Gesicht

wirkte entspannt, aber konzentriert und er schwieg. Der Rollator parkte vor ihm, der Gehstock lehnte rechts neben ihm. Die Ungeduld des Urenkels wuchs, doch er hielt durch.

Nach einer scheinbar unendlichen Zeit des Schweigens fragte der Urgroßvater: „Hörst du die Musik des Waldes?“

Verdutzt sah der Urenkel ihn an.

„Die Musik des Waldes?“

Die Antwort war aufmerksames Schweigen. Der Urenkel sah seinen Urgroßvater kritisch von der Seite an und lehnte sich dann langsam zurück, schloss die Augen und öffnete seine Ohren. Nach einer Weile vernahm er zunächst ein leises Rauschen in den Wipfeln der Bäume, das je nach Windstärke mal kräftiger oder sacher zu hören war.

„Stimmt, es klingt wie die Musik eines genialen Meisters!“ Er staunte und lauschte der Natur.

„Ja“, bestätigte der Urgroßvater. „Ein Meisterwerk der Schöpfung.“

Sie schwiegen und horchten in den Wald hinein.

„Diesen Vogelschrei kennst du“, drang die Stimme seines Urgroßvaters zu ihm durch.

Den Kuckuck habe ich lange nicht mehr rufen hören, dachte der junge Mann.

„Natürlich ist dieser kleine Banause nur im Frühjahr zu hören, wenn er seine Eier in fremden Nestern ablegt“, erklärte der Urgroßvater. „Und nun kannst du einen Buchfink mit seinen Schmettertönen hören. Die Tannenmeisen mit ihrem tsi, tsi, tsi sind heute auch sehr sangesfreudig. Es wird ein schöner Tag! Sogar der Zilpzalp macht heute seinem Namen alle Ehre: zilp, zilp, zalp, zilp, zalp.“

„Und da ist ein Specht am Werk!“, erkannte der Urenkel das gleichmäßige Hämmern, das durch den Wald hallte.

„Richtig. Ich höre ihn schon seit einigen Tagen“, erklärte der Urgroßvater und lächelte.

„Ich bewundere diesen Vogel“, erklärte der Urenkel. „Er hämmert mit seinem Schnabel wie wild auf dem Baumstamm herum und muss eigentlich ständig unter starken Kopfschmerzen leiden.“

„Ja, das wäre anzunehmen“, bestätigte der Urgroßvater und fügte lachend hinzu: „Und sein Gehirn wird ordentlich durchgeschüttelt!“

„Wenn er überhaupt eines hat“, überlegte der junge Mann.

„Oh ja, wer so hart arbeitet, hat auch ein Gehirn!“, war sich der Urgroßvater sicher. Sie lauschten dem unablässigen Tack, Tack, Tack.

Ein Krah, Krah, Krah unterbrach ab und zu die Ruhe und Harmonie des Waldes. Eine Krähe machte irgendwo ihren Unmut deutlich.

„Und hoch in der Luft, unter dem blauen Himmel, zieht ein Habicht seine Kreise, nach fetter Beute Ausschau haltend“, beschrieb der Urenkel seinem Urgroßvater, was er nicht mehr sehen konnte.

Ein sanftes Knacken begleitete die Gesänge der Vögel, und der Urgroßvater fuhr fort: „Auch die Bäume haben ihre Melodien, wenn die Äste knacken, die Stämme knarren und die Wipfel rauschen.“

„Nie habe ich den Wald so wahrgenommen, wie du ihn erlebst“, sprach der Urenkel andächtig.

„Jetzt kannst du hören, wie sich alles harmonisch ineinanderfügt, Melodie zu Melodie – zu einer vollendeten Symphonie“, philosophierte der Urgroßvater. „Das ist die wunderbare Musik des Waldes!“

## Currywurst mit Politur

„Wann habt ihr euer Libori doch gleich?“, so die lapidare Frage meines Schwagers Harald in jedem Sommer wieder. Dieses Mal lächelte ich nur amüsiert, schwieg und warf ihm einen kurzen Blick zu. Er fühlte sich ertappt, räusperte sich, nestelte an seinem Hemdkragen herum und reiste ein paar Tage später pünktlich an.

„Ihr seid schon ein komisches Völkchen – ihr Paddabörner. Bloß, weil sich ein Pfau vor ein paar Jahrhunderten auf euren *Berch* verirrt und sich dort hinhockte, herrscht bei euch heutzutage Ende Juli immer der Ausnahmezustand!“, spöttelte er ein wenig provozierend. „Und weil der Pfau einen Heiligen im Gefolge hatte, war der Name des Festes auch schon klar – Libori –, wie einfallsreich.“

„Ja, der Liborius, Bischof von Le Mans, wurde von dem Pfau hier auf unseren *Berch* geführt, du hast es richtig erkannt. Nun gehören Pfau, Liborius, Libori und Paderborn zusammen.“

„Und dies ist ein willkommener – natürlich rein christlicher – Grund für die Kirchenleut aus aller Welt, kräftig mitzufeiern.“

„Du brauchst gar nicht so sarkastisch werden, ohne diesen Pfau wärest du heute auch nicht hier. Außerdem hattest du auch immer viel Spaß auf Libori! Und jetzt ab zum Bus – und auf nach Libori, wie die Paddaboaner sagen“, forderte ich die Gesellschaft auf. „Bin gespannt, was wir in diesem Sommer so unbedingt für unsere Haushalte auf dem Pottmarkt kaufen müssen!“

„Ein Hobel war es im letzten Jahr, eine Pfanne im Jahr davor und geniale Putztücher vor drei Jahren“, erinnerte sich mein Schwager.

„Eine Fleckenpaste kauften wir auch schon, und irgendwann haben auch wir Bratpfannen nach Hause geschleppt!“, ergänzte meine Schwester.

„Ganz abgesehen von einigen Kleinigkeiten sowie von den Pflanzen und den verschiedenen herrlich duftenden Gewürzen, die schon obligatorisch sind“, fügte ich in bester Liborilaune hinzu. Jedes Jahr zu Libori komplettierten wir unseren Haushalt mit einer Neuheit vom Pottmarkt. Was uns in diesem Jahr wohl noch fehlen würde? Wir waren für alles offen.

„Auf geht’s!“, spornte ich die kleine Gesellschaft an, und damit nahm das Liborischicksal seinen Lauf.

Wir strebten also auch in diesem Sommer mit allerbesten Laune zunächst dem Pottmarkt entgegen. Später wollten wir auf den Berg. Doch kaum hatten wir den Bus verlassen, schrie Harald am Anfang der Westernstraße: „Stopp! Stopp!“, und stürmte davon. Wir sahen uns verdutzt an, er aber hatte die erste Frittenbude im Visier und orderte schon im Anmarsch eine Currywurst. Wir sahen uns kopfschüttelnd an. Im nächsten Moment kaute er genüsslich auf einem Stück Wurst herum, blickte uns versonnen an und hauchte: „Ah! – Köstlich.“

Langsam zogen wir auf der Haupteinkaufstraße weiter, an den vielen Fressbuden vorbei. Wir nahmen an, unser Harald sei gesättigt und wir könnten uns ungestört dem bunten Liboritreiben hingeben. Doch es sollte uns erbarmungslos treffen.

Als wir gemächlich auf das Rathaus zu bummelten, beschleunigte Harald plötzlich seinen Schritt und schoss auf die nächste Würstchenbude zu. Kurze Zeit später stand er schon wieder in der Menschenmenge und strahlte verzückt.

„Für eine Currywurst gehe ich meilenweit“, hauchte er, eine Currywurst kaudend, vor uns. „Die ist auch nicht

schlecht“, war sein Urteil undeutlich durch die Wurst zu vernehmen. Er aß seine Wurst, war zufrieden wie ein Baby nach der Flasche, und wir zogen entspannt durch die Enge, dem Schildern Richtung Pottmarkt folgend.

Hier ging es noch recht beschaulich zu, Menschenmassen wurden erst für den Nachmittag erwartet. Also nahmen wir Hosenträger, Duftöle, Halstücher usw. in aller Ruhe und Stand für Stand in Augenschein, kommentierten, lamentierten und probierten.

„Wo ist denn der Harald geblieben?“, fragten wir uns plötzlich und sahen uns suchend um.

„Da kaut er ja!“, rief meine Schwester laut lachend. Harald hatte eine Pappschale – natürlich mit einer Currywurst – vor seiner Nase und schob sich gerade das nächste Stück Wurst in den Mund.

„Mit dieser Wurst wäre wieder einmal bewiesen, dass eine gute Bratwurst die Grundlage für eine köstliche Currywurst ist!“

Wir trugen es mit Fassung und Humor. Wir zogen an den Miederwaren vorbei, wobei sich jeder die Frage stellte, wie das so mit der Anprobe laufen würde? Während wir noch mögliche Lösungen diskutierten, entwickelte Harald eine Vorgehensweise, und er lachte spitzbübisch: „Wie wäre es mit einem Probelauf von euch Frauen?“

Jetzt bezog er spontan und lautstark Prügel von uns Frauen. Harald flüchtete und fand an der nächsten Frittenbude prompt Asyl.

Als wir uns näherten, sahen wir einen wütenden Harald.

„Oh, nein, die geht überhaupt nicht – baah! Wie eklig!“, schrie er gequält und verzog das Gesicht angewidert zu einer Fratze, stellte sein Schälchen abrupt

ab und ergriff die Flucht. „Eine gute Bratwurst ist die Grundlage einer schmackhaften Currywurst“, belehrte er uns nochmals eingehend und drängte vorwärts.

Ein neues Objekt hatte seine Aufmerksamkeit gebündelt. Der braungebrannte Gigolo hatte auch ihn ausgemacht und tänzelte auf ihn zu, wobei er ein Grinsen von einem Ohr zum anderen aufsetzte und mit einem Tuch vor Haralds Nase herumwedelte.

„Der Herr pflegt seine Frau genauso so liebevoll wie sein Auto“, säuselte der Händler und umgarnte meinen Schwager.

„Klar, nur nicht mit Politur“, entgegnete Harald schlagfertig. Der Händler wandte sich seinem Auto zu und fing an, die Motorhaube intensiv zu polieren. „Sehen Sie genau her, mein Herr, nur mit einem Schwamm ein wenig von der edlen Paste auftragen und dann mit einem weichen Tuch gleichmäßig und vor allem sehr gefühlvoll polieren, gerade so, als würden sie den Rücken ihrer Frau massieren.“ Dabei sah er meine Schwester herausfordernd an.

„Für meine Frau nehme ich keine Paste“, konterte mein Schwager und legte liebevoll den Arm um sie. Er folgte aufmerksam der Vorstellung und den Ausführungen des Marktbeschickers, übernahm kurzfristig das Polieren, beobachtete kritisch die weitere Vorgehensweise und stellte gezielt Fragen, sodass der Verkäufer ins Stottern geriet.

„Mit leerem Magen kann ich mich für keine Politur entscheiden“, brummelte mein Schwager, drehte sich auf dem Absatz um, ließ uns sprachlos vor dem Auto unter dem Dom stehen und hastete gezielt auf die nächste Frittenbude zu. Der verdutzte Verkäufer sah ihm kopfschüttelnd nach, realisierte aber sein Vorhaben, lachte



und bearbeitete mit vollem Körpereinsatz den Lack seines Autos. Ehe wir es noch recht registriert hatten, genoss Harald seine sechste oder siebte Currywurst und verfolgte still genießend das bunte Geschehen um ihn herum. Allmählich machte ich mir Sorgen um sein Wohlbefinden, doch Harald vertilgte mit einem „Nicht schlecht“ das letzte Stück dieser Wurst. Ob sich aus jedem Ohr bald eine Currywurst winden würde, weil der Magen wegen Überfüllung geschlossen ist? Nun, er war alt genug.

Nachdem er sich die Lippen gereinigt hatte, zückte Harald entschlossen sein Portemonnaie, steuerte auf den Gigolo zu und erwarb gleich zwei große Tuben dieses Wundermittels, das den Lack des Autos derart zum Glänzen bringen sollte, dass man sich darin spiegeln kann.

Mein Schwager hatte bis zum späten Nachmittag keine Würstchenbude auf dem Pottmarkt ausgelassen, aber trotzdem Autopolitur gekauft. Meine Schwester und ich trugen unsere Gewürze, genossen die erstandenen Bonbons und mit ein paar Bierchen löschten wir den Durst. Neu für unseren Haushalt waren die bunten Backformen, die angeblich die NASA entwickelt hatte.

Jetzt strebten wir durch die Grube dem Berg entgegen, der Amüsiermeile mit unterschiedlichen Fahrgeschäften und vielen anderen Buden. Doch Harald kam schon an der erstbesten Bude am Kamp nicht vorbei.

„Ich muss eben noch die Wurstwaren hier testen“, murmelte er beschwörend und war schon am Stand. Wir hielten ihn nicht auf. Ich genoss ein weiteres Bier und meine Schwester nutzte die Wartezeit für einen Blick auf den Schmuck im Schaufenster des Juweliers

Harald rieb sich mit beiden Händen seinen Bauch. Wollte er die Currywürste gleichmäßig verteilen? Oder

zwickte ihn der Bauch inzwischen? Oder probte vielleicht sogar sein Magen den Aufstand?

„Ich liebe Currywürstchen! Ich esse sie für mein Leben gern. Deshalb kann ich einfach an keiner Bude vorbeigehen“, stotterte er stattdessen wie ein kleines Kind, dass man bei etwas Verbotenen ertappt hat. Die Zunge rettete gerade noch das letzte Tröpfchen Soße von der Lippe. „Nur nichts umkommen lassen“, bemerkte er dazu ganz trocken und griff in die Tüte mit gebrannten Mandeln, die seine Frau inzwischen gekauft hatte.

Nach diesem Genuss fragte ich mich allerdings, wie lange der gestandene Harald sein Testessen noch durchhalten würde. Auf dem Berg fuhr er mit uns im Musikexpress, die Wildwasserbahn nässte ihn von außen, Autoscooter fuhr er mit mir um die Wette, vor dem neuen hohen Fahrgeschäft kapitulierte er jedoch. *Robuster Magen!*, dachte ich trotzdem. Dann strebte er zügig die nächste Bude an. Kaum zu glauben. Als auch wir allmählich ankamen, war seinem Gesicht schon von weitem das Ergebnis dieser Testphase abzulesen. Sein negatives Urteil traf die Wurst mit aller Härte. Er ließ diese stehen und probierte es an der nächsten. Dann zog es uns ins Bayernzelt, das um diese Zeit noch wenig besucht war. So suchten wir uns einen exponierten Sitzplatz und orderten Bier. Wir schunkelten und jodelten und beschlossen in Bayernlaune eine Fahrt zum Oktoberfest. Currywurst gebe es schließlich auch in München, erklärten wir Harald.

Aus dieser überschäumenden Laune heraus sprang mein Schwager urplötzlich auf. Er rannte ohne ein Wort der Erklärung los, startete durch, erreichte dabei bestimmt eine hervorragende Zeit auf der Kurzstrecke und verschwand in Richtung Rosenstraße. Für die folgende Zeit ward er nicht

mehr gesehen. Wir ließen uns die Laune nicht vermiesen und stiegen derweil in das Riesenrad. Als wir lachend aus der Gondel stiegen, stand er wie eine plötzliche Erscheinung wieder vor uns und hielt sich seinen Bauch. „Jetzt brauche ich erst einen richtigen Magenbitter, dann kann es weitergehen!“, verkündete mein Schwager und zog auch schon los.

Er schüttelte das Fläschchen, leerte es in einem Zug und schüttelte dann sich ausgiebig. „So, gleichmäßig verteilt, jetzt geht es wieder“, tat er kund und wandte sich den Lebkuchenherzen zu. „Gruß von Libori“ hängte er seiner Frau um den Hals und drückte sie ausgiebig.

„Wie viele Würstchenbuden gibt es noch?“, wollte er nun von mir wissen.

„Du hast es bald geschafft“, versprach ich ihm und deutete auf das Ende vom *Berch*.

Die Schießbude umlagerten wir zu guter Letzt auch noch, zielten erfolgreich auf Dosen, ließen die Pferde um die Wette rennen und zogen durch das Gruselkabinett. Die letzte Teststation für Currywürste hatte mein Schwager bereits entdeckt und steuerte sie sogleich an. War es die dreizehnte oder bereits die vierzehnte Currywurst? Egal, er aß sie nun mal für sein Leben gern, und was für den einen die Zuckerwatte, ist für den anderen die Currywurst. Es dunkelte bereits, als wir zum Abschluss ein Eis schleckten und gebrannte Mandeln als Wegzehrung kauften. Harald hatte ja bereits eine ausreichende Reserve für den Heimweg geschaffen. Er war zufrieden mit sich und Libori, mit den Currywürstchen im Bauch und der Autopolitur in der Hand.

Es lebe Libori und die Currywurst!

## Wenn Neugierde stinkt

Es war wie immer eine spannende Zeit, die Zeit, in der sich das Leben auf dem Bauernhof erneuerte, und der langersehnte Frühling sich breit machte. Wir konnten es kaum erwarten, die neuen, putzigen kleinen Erdenbürger zu begrüßen: die Lämmchen, die Kätzchen, die Kälbchen, die Hühner- oder Gänseküken. Jedes kleine Wesen wurde freudig in Empfang genommen und gebührend bewundert. Besonders die kleinen wuschligen gelben Bündelchen, die Gänseküken, liebten wir heiß und innig, und mit Spannung beobachteten wir den viel zu langwierigen Brutprozess der Gänsemutter.

Eines Nachmittags waren wir wieder einmal mit einem Eimer warmen Wassers auf dem Weg in den Gänsestall, um die Eier zu schwemmen und Leben zu identifizieren. Liesel saß auf ihrem Nest und bebrütete geduldig ihre letzten beiden Eier. Um sie herum tschilpte es mehr oder weniger kläglich, und ab und zu drängte sich ein kleines gelbes Köpfchen durch das aufgeplusterte weiße Federkleid der brütenden Gänsemutter. Unter der wärmenden Rotlichtlampe daneben herrschte ein inniges Gewusel von gelbem Flausch mit kleinen schwarzen Stecknadelköpfen.

Liesel streckte uns zischend ihren Kopf entgegen und plusterte sich mächtig auf, bereit, ihren Nachwuchs zu verteidigen. Ich blieb in gebührendem Abstand vor ihr stehen, während meine Oma beruhigend auf sie einredete, sich ihr vorsichtig näherte und dann mit einem geschickten Griff in einem günstigen Moment die Schwingen der Gänsemutter erfasste und sie flügel Schlagend und unter lautem Protest vor die Tür beförderte. Auf diese Art und Weise abgesichert stellte ich nun den Eimer neben das Nest

und nahm sofort interessiert die großen Eier in Augenschein. Ganz behutsam nahm ich dann eines in die Hand, tastete es vorsichtig ab und entdeckte tatsächlich an einer Stelle die angepickte Schale.

„Herzlich willkommen!“, flüsterte ich.

Ganz behutsam entfernte ich ein wenig mehr von der Schale, um dem kleinen Schnäbelchen etwas Arbeit abzunehmen. Dann legte ich es behutsam zurück ins Nest, um der Natur ihren Lauf zu lassen. An dem anderen Ei war kein möglicher Austritt zu erkennen. Bedächtig legte ich es dann auf das warme Wasser – in Erwartung von Leben. Ich starrte gebannt auf das Ei, um das leiseste Lebenszeichen nur nicht zu verpassen. Doch es blieb alles ruhig. Nichts tat sich. Ich stupste es vorsichtig an, um Leben zu provozieren, schickte aber parallel ein innigliches Stoßgebet gen Himmel. Doch eine Antwort blieb aus.

„Da ist kein Leben zu erwarten“, resümierte meine Oma bedauernd, die über dem ganzen Geschehen sorgfältig wachte.

„Was kann ich tun?“, jammerte ich verzweifelt und wollte noch nicht aufgeben.

„Das hat keinen Sinn. Du wartest vergebens auf ein Lebenszeichen. Es wurde zwar angebrütet, aber manchmal wächst in einem Ei eben kein Küken heran“, erklärte meine Oma geduldig.

„Schade“, murrte ich enttäuscht.

„Ja, das ist schade, aber so ist das Leben“, stellte meine Oma abschließend klar heraus und fuhr fort: „Und nun entsorgen wir das Ei auf der Miste!“

„Aber, aber ..., das geht doch nicht“, stotterte ich entsetzt. Doch meine Oma nahm es entschlossen auf und erklärte geduldig: „Wenn das letzte Küken der Gänsemama

in einigen Stunden geschlüpft sein wird, kann sie sich voll und ganz ihrer Kinderschar widmen.“

So versuchte meine Oma meine Aufmerksamkeit auf das bereits existierende Leben zu lenken, nahm das faule Ei auf und begab sich zur Miste.

Mich aber packte die Neugier.

„Was ist in diesem angebrüteten Ei eigentlich drin?“, fragte ich neben ihr herhopsend. „Kann ich da mal reingucken?“

„Es enthält Faulgase“, antwortete meine Oma kurz angebunden.

„Faulgase?“, wiederholte ich gedehnt. „Dann kann ich das Ei doch köpfen und seinen Inhalt untersuchen!“

Meine Oma lachte laut auf. „Nein! Das lass lieber schön bleiben!!! Das könnte dir schlecht bekommen!“, amüsierte sie sich und legte vorsichtig das Ei auf der Miste ab.

Ich beobachtete den Vorgang und fragte mich, warum sie so vorsichtig war. Irgendetwas stimmte hier nicht so ganz, dachte ich misstrauisch. Wenn doch keine Küken mehr drin sind, könnte sie es doch einfach im hohen Bogen auf die Miste werfen.

Ich wagte mich an das Ei heran, beäugte es fragend, überlegte kurz, drehte mich entschlossen um und holte mir eine Forke aus dem Schuppen. Meine Oma kümmerte sich bereits liebevoll um die Gänseküken und deren aufgebrachte Mutter. Mit der Forke in Verteidigungsstellung und auf alles gefasst, näherte ich mich dem Ei auf der Miste. Ich sah mich kurz zu meiner Oma um, doch die war beschäftigt. Also ging ich entschlossen zum Angriff über, um dem Geheimnis von angebrüteten Gänseeiern auf den Grund zu gehen. Ich holte gezielt zum Schlag aus und erwischte das Ei prompt beim ersten Streich. In den Augenwinkeln sah ich das

entsetzte Gesicht meiner Oma, und ihr warnendes „Nein“ wurde von einem lauten Knall begleitet, unmittelbar gefolgt von meinem vor Entsetzen gellenden, langgezogenen Schrei. Dann herrschte zunächst gespenstische Stille.

Ich stand wie erstarrt hoch oben auf dem Misthaufen und war zu keiner Regung fähig. Automatisch wischte ich mir mit den Händen durch das verschmierte Gesicht, sah dann an mir herunter, fuhr mir mit den Fingern durch die seltsam gegelten Haare und befühlte weiter die langen Zöpfe von oben nach unten. Nun erfasste ich das volle Ausmaß der Katastrophe und stieß erneut einen markerschütternden Schrei aus. Noch immer stand ich bewegungslos oben auf dem Hügel der Miste.

„Komm jetzt runter!“, befahl meine Oma.

„Aber das stinkt doch so ungemain!“, jammerte ich nun und die ersten Tränen rollten mir über das Gesicht.

„Du kannst ja dort oben stehen bleiben, du passt doch hervorragend dort hin!“, lästerte meine Oma schmunzelnd.

Langsam, Schritt für Schritt stieg ich von der Miste herab. Der ekelerregende Geruch schien mich schier zu verschlingen, mir wurde übel und ein massiver Würgerreiz fesselte mich.

„Wer nicht hören will, muss fühlen“, zeterte meine Oma mit ernstem Gesicht, aber brach im nächsten Moment in schallendes Gelächter aus. „In jedem Fall weißt du jetzt, was in einem angebrüteten Ei so drin ist!“, schüttelte sie sich halb vor Lachen und halb vor Ekel.

Durch das unüberhörbare Spektakel herbeigelockt, stimmten mein Opa und meine jüngere Schwester in das schadenfrohe Gelächter mit ein, während ich verzweifelt mit den Tränen kämpfte und meine Hände hob. Ich stank wie die

Pest – einfach bestialisch, Gülle dagegen war eine edle Duftnote.

„Na, dann werde ich dir mal ein Bad vorbereiten“, japste mein Opa und wischte sich die Lachtränen aus seinem Gesicht.

„Und du ziehst dich hier draußen aus, denn diesen Gestank bekämen wir nicht mehr aus dem Haus!“, ordnete meine Oma kategorisch an.

Entsetzt starrte ich sie an. „Hier draußen??“, wagte ich einen vorsichtigen Einwand. Doch sie kannte kein Erbarmen und ich hatte schließlich ein Einsehen. So entledigte ich mich meiner ekelerregenden Kleidung wie in Trance und mit Tränen, die mir jetzt unaufhörlich über die Wangen kullerten. Zwischenzeitlich hatte meine Oma einen alten Kartoffelsack geholt und steckte kommentarlos und mit ekelverzerrtem Gesicht meine Kleidung in den Sack und später ins Feuer. Ich trottete fast nackt, mit hängendem Kopf, rebellierendem Magen und leise schluchzend in Richtung Badezimmer.

Ich saß in der Badewanne unter einer Decke aus weißem Schaum und fragte mich, wie sich so ein unvorstellbarer Gestank auf dieser Welt entwickeln konnte. Dies wollte ich allerdings später erforschen. Nach dem dritten Bad, einer großen Flasche Duftschaumbad und der fünften Haarwäsche mit einigen duftenden Zusätzen aus den geheimen Parfümvorräten meiner Oma, wurde ich schnuppernd wieder im Kreis der lachenden Familie aufgenommen. Ein denkwürdiger Sonntagabend im Frühling klang fröhlich aus, wurde in der Familienchronik verewigt und in jedem neuen Mai wieder schmunzelnd und spöttelnd zum Besten gegeben – und immer mit einem zwinkernden Seitenblick!